

Essay für die Tagung "Dialektliteratur am Ende des 20. Jahrhunderts" vom 30. Mai bis 1. Juni 1996 im Internationalen Mundartarchiv in Zons

Dialektliteratur am Ende des 20. Jahrhunderts: die deutsche Schweiz von Christian Schmid-Cadalbert, Riehen (Schweiz)

In der deutschen Schweiz behaupten die Dialekte praktisch nach wie vor ihre Stellung als dominierende Sprechsprachen im privaten wie im öffentlichen Bereich. Doch an den Rändern beginnt dieses Dominium unmerklich und merklich zu bröckeln, da der Wert des Schweizerdeutschen im Kopf der Deutschschweizer mählich verblasst. Zu Beginn des Jahrhunderts in einer konservativen Wiederbesinnungsbewegung unter Heimatschutz gestellt und als Identifikationsraum gehegt, während beider Weltkriege im Dienst der geistigen Landesverteidigung zum Weitheraum der geistigen Selbstbehauptung erstarrt, in der Nachkriegszeit mit dem Radio zu neuer Jugend erwachend und in den siebziger Jahren als Medium der Jugend- und Bürgerbewegungen und der engagierten Literatur in voller Spätblüte stehend, machen heute fallende nationale Grenzen und zunehmende internationale kommunikative Vernetzung dem Schweizerdeutschen das Leben schwer. Dialekte sind empfindliches Kleingartengemüse; fallen die Zäune, beginnen sie zu serbeln. Sichtbarstes äusseres Anzeichen dieses sprachlichen Erosionsprozesses sind die Satellitenantennen, vom Volksmund "Suppenschüsseln" genannt, die gerade in den abgelegendsten Gebieten auffällig häufig die währschaftesten Bauern- und Berghäuser zieren, jene Wohnstätten also, die als Wurzelgründe für Heimat- und Dialekttreue gelten. Im Konzert internationaler Fernsehanbieter, im Disneyland von Internetsurfern und anderen Computervernetzten, in der immer dünner werdenden Luft der hohen Kultur und im Jetlife der Wirtschafts- und Politelite haben die Dialekte ausgespielt. Wo der Mythos des freien Marktes fast uneingeschränkt herrscht, etabliert sich der freie Sprachenmarkt, in dem die Sprachen entsprechend ihrer Reichweite und Wirtschaftlichkeit rangieren, ganz von selbst. In dieser tendenziell einer Monokultur des Englischen zustrebenden Realität geraten Dialekte in den Ruch des Hinterwäldlerischen, der gerade im Dialektparadies deutsche Schweiz von antidialektal gestimmten Kulturpäpsten heftig beschworen wird mit Ausdrücken wie "Dialektseuche" und "manchmal fast pathologisch anmutende Sprach-Schizophrenie" der Deutschschweizer, denen vorgeworfen wird, sie seien "Europas Trottel, die niemand mehr versteht".

Dieser Wandel in der Einschätzung bleibt für die Dialekte selbst nicht ohne Folgen. Sie beginnen sich unter den abschätzigen Blicken und verbalen Schlägen zu winden, nehmen, besonders in der Jugendsprache, englische Wörter und Wendungen auf, machen dort, wo sie in öffentlichen Situationen gebraucht werden, kräfti-

ge Anleihen bei der Standardsprache, schleifen ihre charakteristischsten Ecken und Kanten ab und mutieren schleichend zu grossräumigen Umgangssprachen.

Die heutige Situation der deutschschweizer Dialekte lässt sich in vielem mit der Situation der Schweizer Landwirtschaft vergleichen. Beide, Dialekte und Landwirtschaft, waren bis in die Nachkriegszeit Eckpfeiler des deutschschweizerischen Selbstverständnisses. Heute, im Zeitalter eines internationalen Marktes, der sich in Selbstverkenning frei zu nennen beliebt, kämpfen sie ums Überleben und suchen ihr Heil in der Nischenproduktion. Während immer mehr Bauernbetriebe in der integrierten oder biologisch-dynamischen Produktion ihr Auskommen suchen, befriedigen Dialekte auf dem Markt der elektronischen Medien und der Literatur regionale Identifikationsbedürfnisse, -sehnsüchte und -süchte.

Beim ersten und dritten Kanal des öffentlich-rechtlichen Schweizer Radios DRS und bei den privaten Lokalradios ist der Dialekt das wichtigste Mittel zur Hörerbindung; dasselbe gilt für die Zuschauerbindung des deutschschweizer Fernsehens, das sich Schweizer Fernsehen nennt. Bei den elektronischen Medien ist also der Dialekt die wirksamste Trumpfkarte im Kampf mit den ausländischen Anbietern. Dies heisst allerdings nicht, dass der Dialekt uneingeschränkt herrscht, denn im Musikbereich stehen Dialekt song und -schlager hinter angelsächsischen und hochdeutschen Produktionen weit zurück und die wichtigsten Informationssendungen werden seit jeher hochdeutsch gesprochen. In der Moderation, in Wortsendungen über Alltagskultur, Ratgebersendungen und politischen Diskussionen wollen die Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen jedoch in der Regel im Dialekt angesprochen werden.

Im Pop- und Rockmusikmarkt geniesst der Mundart song nach wie vor die Gunst des jungen Publikums. Gruppen wie Züri West und Patent Ochsner vermarkten ihre Alben ebenso erfolgreich wie die mundart singenden Rockladies Natacha und Sina. Im Medienmarkt für die ganz Jungen sind Mundart-Kassetten und -CDs ebenso uneingeschränkt beliebt wie Mundartversionen von Kinderfilmen, was sich jüngst auch wieder am Beispiel des australischen Schweinespielfilms "Babe" erweist, der Kinder und Mütter gerade deshalb entzückt, weil Babe und die anderen Tiere in unseren Kinos schweizerdeutsch sprechen. Mehr aus Not denn aus Tugend dominiert der Dialekt auch im Volkstheater, da gut hochdeutsch sprechende Laienschauspieler und -schauspielerinnen zu rar sind. Dass dieses Theater übers ganze gesehen einen hohen Standard aufweist, ist dem ausgezeichneten, Bildungs- und Förderungsarbeit leistenden Verband für das schweizerische Volkstheater zu danken.

Für die deutschschweizer Mundartliteratur sah ich Anfang der neunziger Jahre schwarz. Das Strohfeuer der überschätzten, überbewerteten und sich selber in ihrem zur Pose erstarrten Protestgestus gefallenden Neuen Mundartliteratur, die nur

dank der Jugend- und Protestbewegungen der siebziger Jahre zum Leben erwachte und am Leben gehalten wurde, verpuffte und erlosch, als sie der etablierte Literaturbetrieb, über seine Zuneigung zu eher Volkskultürlichem erschrocken, fallen liess. Eine Zeitlang betete man noch die Namen der Heroen – Marti, Eggimann, Burren – her, dann war Ruhe!

Im Nachhinein bin ich geneigt, diesen Fall aus dem Himmel der Fremd- und Selbstüberschätzung positiv zu beurteilen, denn es war ein Fall auf den Boden der Realität der kleinen Literatur. Dieser Boden ist der einzige, der der Mundartliteratur, will sie sich nicht mit den Vorschusslorbeeren des Heimat- und Volkstümlichen, des Antiheimat- und Regionalprotestes kränzen, zusteht. Keiner hat die Spannung zwischen Anhänglichkeit und Anspruch kleinsprachlichen Schreibens treffender dargestellt als der Rätoromanist Iso Camartin in seinem Buch "Nichts als Worte? Ein Plädoyer für Kleinsprachen" (Zürich 1985):

"Höchst bedenklich muss einem strengen ästhetischen Urteil diese Vermischung von Anspruch und Anhänglichkeit sein, von Lebensnähe und künstlerischem Ehrgeiz, von Befangenheit und dem unbescheidenen Mut, die eigene Enge zu übersteigen. Gänzlich grundlos ist der Verdacht nicht, hier melde sich jemand zu Wort, der durch seine absonderliche Herkunft, durch sein kulturhistorisches Abseits, durch Exotik eher als durch Beherrschung des Schreibmetiers Aufmerksamkeit fordere. Es sei nicht bestritten, dass Ehrgeiz und Fleiss Eigenschaften sind, die auch unter Schriftstellern einer kleinen Literatur häufiger anzutreffen sind als Talent. Es ist auch leicht einzusehen, dass ästhetische Radikalität, visionäre Kraft und sprachliche Virtuosität die wichtigeren Voraussetzungen für literarische Arbeit sind, als die schreibend sich artikulierende Liebe und Begeisterung für die Muttersprache. Ein volles Herz ist zu wenig, um Literatur zu machen, einen guten Kopf braucht es dazu allemal. Aber wer über eine Minderheitenliteratur deshalb die Nase rümpft, weil sie im Vergleich mit grossen Literaturen schlechte Figur macht, braucht die Gründe seiner Enttäuschung auch nicht ausserhalb der eigenen Kriterien zu suchen." (S.177 f.)

Was in der grossen Literatur versteckt vor den Augen der mit den besten Früchten einer weltweiten Produktion gefütterten Öffentlichkeit sozusagen im Keller abläuft, geschieht bei der Mundartliteratur wie bei allen kleinen Literaturen bei vollem Licht. Anhänglichkeit an die Tradition und auf Bruch zielende Radikalität, guter Wille, Fleiss, Ehrgeiz, Talent und Können treffen offen aufeinander und kämpfen um ein beschränktes Publikum, das meist dem Althergebrachten und Bewahrenden den Vorzug gibt. Literarisches, vorliterarisches und ausserliterarisches Schreiben sind nicht getrennte Bereiche, sondern sie kämpfen auf dem selben engen Mark ihrer kleinsprachlichen Exotik um Anerkennung. Es sei niemandem verwehrt, auf dem Mundartliteraturmarkt nach ästhetischer Exzellenz Aus-

schau zu halten. Aber wer dabei das Mittelmässige und Schlechte aus den Augen verliert oder gar schmählt, begeht meines Erachtens einen für kleine Literaturen letztlich tödlichen Fehler. Wer möchte, dass die Mundartliteratur lebt, darf einerseits den Massstab der grossen Literatur nicht aus den Augen verlieren, andererseits darf er die Anerkennung durch den etablierten Literaturbetrieb nicht zum einzigen Ziel kleinliterarischer Betrachtungen machen. Wer in englischer Sprache einen Welthit lanciert, ist finanziell saniert; vom Mundartschreiben kann niemand leben. Mundartliteratur ist und bleibt regional gebundene Literatur ohne normierte Orthographie. Aus dieser Einschränkung sollte sie jedoch auch Kapital schlagen, indem sie dem Spiel mit der Sprache Tür und Tor öffnet. Sie darf sich nicht auf den Basisdialekt beschränken oder ihn sogar pflegerisch heischen, sondern sie muss jede Form von schreibend bewältigten dialektalen Umgangs- und Mischsprachen mit einschliessen und dem Literaturdialekt die Freiheit jeder Literatursprache zugestehen, sich entsprechend den ästhetischen Forderungen, die ein Autor an ihn stellt, formen zu lassen.

Nicht in Richtung Schreiben wie geschwätzt wird, sondern in Richtung Entwicklung einer hochsensiblen, elaborierten, dialektalen Literatursprache, genährt aus einer scharfen Beobachtungsgabe und einer unsentimentalen Haltung zum eigenen Erbe, zielen die besten deutschschweizer Mundarttexte der letzten Jahre. Ernst Burrens monologische Lyrik- und Prosatexte legen sezierend die Bedingungen eines meist monotonen und als bedrückend empfundenen Alltags frei. Die Walserin Anna Maria Bacher aus dem norditalienischen Pomatt, die ihrer schwierigen Mundart und der ungewöhnlichen Schreibung wegen leider nur wenigen Nichtwalsern bekannt ist, webt als eine der aussergewöhnlichsten Begabungen der alemannischen Mundartliteratur aus ihrer hochalpinen Welt lyrische Bilder von berückender Kraft und spröder Fremdheit. Hier eine Strophe aus ihrem Gedicht "Schpäta Herbscht" (Später Herbst):

D Biisa liftetschi moggi	Der Nebel hebt sich feucht
un ds brün Tälli hocket	und das braune Tal hocket da
wi röichundi Chööplätra.	wie ein dampfender Kuhfladen.

Letztes Jahr ist vom Urner Schauspieler Walter Sigi Arnold das Buch "Uerner Sagen" erschienen. Arnold hat aus der Sagensammlung von Josef Müller, in der die meisten Texte hochdeutsch aufgeschrieben sind, Sagen in die Mundart des Schächentals zurückübersetzt und liest sie auf einer dem Buch beigelegten CD. Entstanden ist ein Kunstwerk, das durch die Kraft der literarisch grossartig bewältigten mundartlichen Erzählsprache begeistert. Der Sarganser Hans Bernhard Hobi hat mit seinem zweiten Buch "Ufem Bäärg" (Aarau 1995) eine weitere Sammlung seiner sagenähnlichen Dorfgeschichten vorgelegt, in denen er nur das Nötigste sagt und immer nahe am Verstummen bleibt. Die wohl aussergewöhnlichste Leis-

tung ist dem pensionierten Bieler Seminarlehrer Werner Marti gelungen. Er hat mit "Niklaus und Anna" einen 500-seitigen Mundartroman über die Lebensgeschichte seines Urgrossvaters geschrieben, die zur Zeit der napoleonischen Kriege beginnt. Martis Roman ist nicht nur sprachlich ausserordentlich gut gelungen, er ist auch ein aussergewöhnliches historisches Dokument.

Die Beispiele zeigen, dass die besten Texte der neusten Mundartliteraturproduktion der deutschen Schweiz aus der Auseinandersetzung mit regionalen Themen und Stoffen entstanden sind. Sie spielen meist in einer archaischen oder zumindest eher traditionellen, ländlichen Welt, die neu interpretiert oder von sentimentalischem Ballast befreit wird. Diese Tendenz zum Rückzug in die eigene, eher ländliche Welt und ihre Geschichte hält an. Die Mundartliteratur der deutschen Schweiz, soweit sie zwischen zwei Buchdeckeln erscheint und nicht auf der Bühne oder in Radio, Fernsehen oder Film inszeniert wird, hat sich von der Bühne der aktuellen politischen Auseinandersetzung, aus der weiten Welt, wohin sie sich manchmal wagte, und weitgehend auch aus der Stadt zurückgezogen. Das hängt wohl weitgehend mit ihrem Statusverlust als kultureller Faktor zusammen und mit der Tatsache, dass ihre Produzenten und Rezipienten fast ausschliesslich ältere und alte Menschen sind. Leider sind Texte, die modern sein wollen, oder solche, die sich attraktiver Unterhaltungsliteraturformen wie des Kriminalromans bedienen, oft unsorgfältig geschrieben und vermögen gegenüber guten Texten auch sprachlich in keiner Weise zu befriedigen. Nicht selten drängt sich daher die Vermutung auf, dass diese Autoren in die Mundart fliehen, damit die Texte, dem hochsprachlichen Wettbewerb entzogen, überhaupt gedruckt werden. Die Mundartliteratur braucht unbedingt neuen Atem, damit sie die volle Gegenwart und die Zukunft nicht verliert.

Mundartautoren verlassen sich oft ganz auf ihren Instinkt, auf ihr Gefühl. Viele sind an Literatur nicht oder nur mässig, an einer literarischen Diskussion überhaupt nicht interessiert. Was sie schreiben ist ihnen heilig; deshalb heischen sie dafür auch Anerkennung, wollen dass ihre Bücher gedruckt und verkauft, dass sie selbst zu Lesungen eingeladen und mit Preisen bedacht werden. Konfrontiert man sie aber mit den Gepflogenheiten des etablierten Literaturbetriebes, unterzieht ihre Texte einer Analyse und macht sie auf Mängel aufmerksam, flüchten sich einige in beleidigtes Schweigen, andere in uneinsichtige Rechthaberei, dritte in die Entschuldigung, sie hätten mit ihrem Schreiben nie Literarisches im Sinn gehabt, und nur wenige sind bereit, ihre Texte zu überarbeiten. Als Rundfunkredaktor könnte man über der Arbeit mit Mundartautorinnen und -autoren manchmal aus der Haut fahren.

Ohne lebendige Kritik-, Besprechungs- und Tagungskultur, ohne professionelle Lektorarbeit in den Verlagen und ohne die harte Konkurrenz auf dem Markt ist die

grosse Literatur nicht denkbar, sind besonders die hervorragenden Werke, die sie hervorbringt, nicht denkbar. Mundartliteratur muss jedoch ohne die meisten dieser Segnungen auskommen; deshalb ist sie übers ganze gesehen auch von geradezu erdrückender Mittelmässigkeit. Ich behaupte, dass die meisten Mundartbücher von den Verlagen unprofessionell betreut und von den Kritikern als marginale Erscheinungen vernachlässigt werden.

Not täte deshalb eine Zeitschrift für Mundartkultur, welche ein ernst zu nehmendes Forum böte für Auseinandersetzungen über Mundart und Mundartkultur und in der man gute Mundarttexte drucken könnte. Eine solche Zeitschrift liesse sich wohl nur am Leben erhalten, wenn sie den ganzen deutschsprachigen Raum bediente. Andererseits droht dann wieder die Gefahr, dass sich die verschiedenen Mundarträume nicht genügend repräsentiert fühlen. Eine solche Zeitschrift könnte sich daher nur durchsetzen, wenn sie sich auf das Grundsätzliche, alle Interessierende beschränkte und nicht im Kleinregionalen verlöre.

Unabdingbar, weil Mundartliteratur an den Deutschen Seminarien der Universitäten nahezu inexistent ist, sind Zentren wie das Internationale Mundartarchiv Ludwig Soumagne, das Archivarbeit leistet, Fachtagungen wie die "Regionalen Hörspieltage" durchführen kann und über weite Distanzen Beziehungen ermöglicht. Denn ohne Austausch lernt die Mundartliteratur nie wirklich so gut fliegen, wie sie es auch als kleine Literatur könnte.